

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Eduard Korrodis „Geisteserbe“

Der gegenwärtige Zeitpunkt hat das Besondere an sich, dass er die über uns verhängte Weltabgeschlossenheit vielleicht noch lange dauern lässt, während es zugleich möglich scheint, dass morgen die angestaute Wechselrede sich entfessele. Neue Situationen können uns übernacht neuen Aufgaben gegenüberstellen und doch alte Treue zu unsern hergebrachten Idealen fordern. Wir begrüßen auch aus diesen Gründen eine Veröffentlichung, die uns ganz zu Hause und da in unserm Besten aufsucht, uns daher zur Ermunterung und zur Verpflichtung wird: ein köstliches Vademecum in eine ungewisse Zukunft. Als solches erscheint uns Eduard Korrodis „Geisteserbe der Schweiz“, vielmehr dessen zweite umgearbeitete Auflage.¹⁾ Es wird darin auf hundert Seiten des frühern Umfangs verzichtet, das kleinere Ganze aber bereichert und verschönt. Die einschneidendste, gewagteste und gelungenste Neuerung sei besonders angemerkt: es erscheinen nunmehr im Zusammenhang von Haller bis zur Gegenwart auch Lebende. Und siehe! Sie reden neu von alten, in hergebrachter Weise von neuen Dingen, sind Bewahrer und Förderer, Fortsetzer und Bahnbrecher, sind wiederum Zeugen unerschöpfter Kraft. Dass wir es aber vorhabensgemäss überall nur mit Deutschschweizern zu tun haben, sei kurz als Diskretion gerühmt, die weniger im Dirigieren als im Zusammenspielen triumphiert: Ausdruck nationaler Zielstrebung.

Eine andere Beschränkung der Anthologie, die zeitliche, verdient dagegen eine längere Erwägung nach Gründen, Berechtigung und Erfolg. Diese Beschränkung auf die letzten zweihundert Jahre erlaubte immerhin, und das ist festzuhalten, das Wort zu erteilen an Vertreter der aristokratischen Spätzeit, der bürgerlichen Blütezeit und der gegenwärtigen Kampfzeit. Wir wissen dem Anthologisten Dank, dass er uns denkende und schreibende Schweizer aus so verschiedenen Zeitaltern so wesensgleich vorgeführt hat. Voraussetzungslos erscheinen die seit Haller auftretenden Generationen keineswegs. Unser tiefes Geschichtsbedürfnis, das zum ausgebreitetsten Geschichtsbesitz geführt hat, lässt frühere grosse Zeiten mit genugsamer Vernehmlichkeit zu uns sprechen. Die Autoren in Eduard Korrodis Anthologie gehen denn auch nicht an der Glaubenskraft der beginnenden Neuzeit, dem Tatendurst des Mittelalters, ja den ursprünglichen Lebensbedingungen vorbei, die zu unsrer unabänderlichen Gesetzmässigkeit zu gehören scheinen. Wenn darum also Eduard Korrodis Prinzip der zeitlichen Begrenzung ohne ent-

¹⁾ Geisteserbe der Schweiz. Schriften von Albrecht v. Haller bis zur Gegenwart. Ausgewählt von Eduard Korrodi. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1943.

scheidende inhaltliche Nachteile blieb, konnte er anderseits nur auf dem beschrittenen Wege zur Stileinheitlichkeit seines Buches kommen. Alle vor dem 18. Jahrhundert zurückliegende Sprache der deutschen Schweiz ist uns mehr oder minder fremd geworden, bedarf deswegen der Erklärung, Nachhilfe, Umschrift. Wenn wie im vorliegenden Fall unmittelbarer Sprachgenuss der anthologische Endzweck sein sollte, so musste das Buch da einsetzen, wo es uns empfängt. Stellen wir aber Eduard Korrodis temporärem Auswahlprinzip sogleich sein substantielles zur Seite. Nicht dichterische, sondern denkerische Verdienste sammelt er. Nicht Poeten sprechen zu uns, und wo dennoch, so nicht als Poeten: Salis nicht mit seinen Gedichten, sondern mit der Vorrede zu denselben; Pestalozzi nicht mit „Lienhard und Gertrud“, sondern mit direkten und indirekten Kommentaren dazu; Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer nicht mit Erzählungen oder Romankapiteln, sondern mit Kritiken, Erinnerungen, Briefen. Das Wort führen vor allem Historiker, Naturforscher, Juristen, Offiziere, Pädagogen, Geistliche, Psychologen, Liebhaber. Eine feierliche Ausnahme macht lediglich der Anfang mit Versen aus Hallers „Alpen“, dem Sprachdenkmal, das für das ganze deutsche Sprachgebiet und darüber hinaus eine neue Epoche bedeutete. Was danach im Buche folgt, ist nicht unterzubringen in unsern herkömmlichen ästhetischen Kategorien, ist vielmehr schlechthin, wie der Titel sagt, „Geisteserbe“.

Gehen wir nun zur Untersuchung über, welch ein Geist hier erbt wird, so ist es zunächst nicht der Geist der Verneinung, der Verkleinerung und der Zersetzung. Es ist nicht einmal in erster Linie der Geist der Kritik im üblichen Sinne. Unsere Anthologie gelangte auch in diesem Punkt nicht zufällig zu ihrer Haltung. Die schweizerische Literatur nimmt nur einen beschränkten Teil der täglichen und stündlichen Aussetzungen auf. Man kann sogar finden, dass sie es in zu geringem Masse tut. Der Grund mag teils in den kleinen Verhältnissen, teils am Zustandekommen der faktischen Situationen liegen, worin sich ehrbarerweise jeder als mitverantwortlich, wo nicht solidarisch fühlen muss. Immerhin fehlen auch unserer Anthologie die mahnenden Töne nicht: Gottfried Keller nimmt gelegentlich Gotthelfs Sittenspiegel zur Hand, und was wir dabei sehen, reicht völlig aus, um uns einen Begriff davon zu geben, was für Resultate die Wiederholung der Manipulation zeitigen müsste. Zudem hat Eduard Korrodi ein Musterbeispiel von patriotischer Selbstbesinnung beigelegt: Augustin Kellers Rede am Eidgenössischen Schützenfest von 1874, damit auch der tiefere Sinn von Nationalfesten in Erscheinung trete. Wir kommen aber darauf zurück, dass die Grundhaltung unsrer Anthologie als bejahend, zustimmend, anerkennend zu bezeichnen ist: sie stammt sozusagen aus dem Geist edlen Genügens. Das Erbe, das der Anthologist vor uns durchblättert, beruft die tragenden Prinzipien unserer Vergangenheit und Gegenwart — Prinzipien, von denen wir die Zuversicht hegen dürfen, dass ihnen auch Zukunftsgeltung innewohnt. Sollten wir nun aber die tragenden Säulen unseres Bewusstseins nennen, so

wählten und bezeichneten wir deren drei: Natürlichkeit, Männlichkeit und Christlichkeit.

Erstens die mit Händen zu greifende Natürlichkeit! Sie ist da im objektiven Naturbild, im kunstvollen Abbild, in tausend Variationen der praktischen, theoretischen und ethischen Auseinandersetzung. Der Hang zum Leben und Geniessen in der Natur, die Feinhörigkeit für ihre Stimme, die Lobpreisung ihrer Herrlichkeit in und ausser uns, all das sind authentische Züge einer schweizerischen Psychologie. Wir lesen in unserer Anthologie: „Natur! wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr hervorzutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen“. So heisst es in einer Rhapsodie, die in Goethes Werken steht und aus der Feder des Zürcher Theologen Georg Christoph Tobler stammt. Es musste von uns auch der Preis dieser grossartig schlichten Weltauffassung entrichtet werden. Mindestens scheint es, dass es uns fehlt an ebensoviel gültigen Verkörperungen der Vornehmheit, als wir deren auf dem oft erwanderten Feld ehrbarer Primitivität besitzen. Indem wir uns aber derart radikal ausdrücken, machen wir uns mehr die gemeinhinige Annahme als eine unbestreitbare Tatsächlichkeit zu eigen. Die deutsche Schweiz ist doch nicht nur ein Land echter Rusticität, sondern auch alter Urbanität. Darum fanden wir es besonders sinnvoll, dass unser Anthologist einen Rektor, J. J. Welti, zu seinen Maturanden von der Urbanität sagen lässt: „Sie ist nicht nur eine ehrliche Höflichkeit, ein ohne Falsch geschmeidiges Wesen, das schonend und rücksichtsvoll das Unangenehme zu mildern versteht, sondern zugleich eine auf dem Boden des geselligen Lebens erwachsene, feine intellektuelle und sittliche Blüte, eine Tugend des Herzens, die sich nur im Verein mit einer glücklichen Kultur des Geistes findet“.

Nach der unbestreitbaren Natürlichkeit die wünschenswerte Männlichkeit! Im Leben und Schreiben des Deutschschweizers steht der Mann im Vordergrund, und zwar in einer auffallend betonten Masse. Seine Pflichten, seine Neigungen und seine Vergnügungen bestimmen die Wirklichkeit und ihre Verklärung. Sein Werk ist der Staat, und der Staat vor allem in ihm. Nicht dass die Deutschschweizerin im mindesten untätig, abwesend, unauffindbar wäre. Es ist nur merkwürdig, dass unsre Sage und Dichtung von der Frau mit besondrer Anerkennung sprechen, wenn sie sich staatliches, ja militärisches Verdienst erwirbt, angefangen bei den waffenstarrenden Zürcherinnen auf dem Lindenhof. Frau Regel Amrein und Lienhards Gertrud stehen für einen fernen oder für einen untüchtigen Gatten ein. Ja selbst das holdseligste junge Mädchen unsrer Literatur, Elsi die seltsame Magd, stirbt als Heroine. Wir sind zwar weit entfernt, in der exemplarischen Sprödigkeit der deutschschweizerischen Literatur der Weisheit letzten Schluss zu feiern. Es gibt selten eine Tugend, die nicht auf Kosten einer andern erkaufte werden muss. Hier handelt es sich aber nicht um

derlei Erwägungen, sondern nur um den Gang der Dinge bis zu ihrer literarischen Sanktion. In diesem Zusammenhang gibt auch zu denken, dass des Anthologisten literarisches Gewissen keinen Text aus einer weiblichen Feder der Einreihung würdig befunden hat. Dafür fand er das grossartige Zeugnis General Willes über das wahre Soldatentum, das mehr als in Arm und Bein im Herzen ruht, an kein Alter und Geschlecht gebunden ist, es sei insofern, als die Weiblichkeit eine ursprüngliche Berufung zu diesem höchsten der Berufe mitbringt. „Unter den Frauen — schrieb der grosse Volkserzieher — gibt es mehr Soldaten als unter den Männern. Die Frau und Mutter, welche nichts sein will als das, das aber ganz, welche keinen Augenblick zögert, ihr Leben zu lassen, wenn es für ihr Kind notwendig ist, die ist Soldat und beschämt Männer in Uniform, die sich darüber beschweren, dass ihnen eine Bürde zugemutet worden ist“.

Nach Natürlichkeit und Männlichkeit die Christlichkeit. Es kann hier darunter nicht eine bestimmte Kirchlichkeit verstanden werden, wiewohl unser Boden durchtränkt ist mit Schweiss und Blut für eine solche. Die Christlichkeit der deutschschweizerischen Literatur ist ideologischer Natur, von der Anerkennung des Kreuzes im Banner bis zu den letzten denkbaren Gemütsausstrahlungen dieser Anerkennung. Vor allem wollen wir nie vergessen, dass in Pestalozzis Pädagogik das christlichste Beispiel einer solchen vorliegt, sozusagen die Christlichkeit selbst als Erziehungskraft und Erziehungswunder. Je tiefer unser Schrifttum in die letzten Zusammenhänge eindrang, umso demütiger wurde es. Unsere beiden grössten Historiker beglaubigen das jeder auf seine Art und Weise. Johannes von Müller vermass sich allezeit, einzudringen in „das Hauptarchiv der Wege Gottes“. Jacob Burckhardt bekannte sich am Schlusse seines Lebens dankbar zu seinem ursprünglichen Theologiestudium als „einer der wünschenswertesten Vorbereitungen, welche dem Geschichtsforscher zuteil werden können“. Die Zurückhaltung im Ton, hier wie in vielen andern von uns übergangenen Verlautbarungen, spricht durchaus nicht gegen unsre These, sondern bezeugt sie vielmehr so, wie sie allein bezeugt werden kann. Dass unser Land, wie das gesamte Abendland, unzählige konträre Argumente liefert, kann das erwähnte seelische Gefälle keineswegs verkehren. Uns scheint gewiss, dass es weder ästhetisches Raffinement noch die Stimmung des Tages war, was unsern Anthologisten bewogen hat, am Schluss zwei Geistlichen das Wort zu geben, dem Dichter-Kaplan Heinrich Federer und dem Theologie-Professor Emil Brunner. Welche Verschiedenheit des Temperaments und der Situation in Heinrich Federers Romankapitel gegenüber Emil Brunners Universitätsansprache! Wieviel schalkhafte Heiterkeit beim Einen, wieviel feierlicher Ernst beim Andern, welche Erdennähe aber auch, des Seelenfluges unerachtet, beim Einen wie beim Andern! Und schliesslich ist ihnen gemeinsam der beiden Bekenntnissen zugrunde liegende Glaube, den wir weit vorn in unserer Anthologie beim Mutterrechtler Johann Jakob Bachofen gefunden

haben: es sei die Religion überhaupt „der eine einzige mächtige Hebel aller Zivilisation“.

Soviel an Gedanken, die beim Betrachten von Eduard Korrodis Textsammlung in uns aufgestiegen sind. Versuchen wir, Abschied nehmend, eine formale Würdigung des Buches. Nur wer viel gedacht und viel erfahren hat, kann Gelesenes so wählen, so verbinden, so ins Licht treten lassen. Alles in der Anthologie ist bezogen auf ein geheimes Wertsystem, auf das authentische Geheimnis des Anthologisten. Weder in den hinweisenden Einleitungen noch in den abgedruckten Stücken findet sich der mindeste Ueberton, findet sich irgend ein Pathos noch irgend eine Schroffheit. Vom Anfang bis zum Ende herrscht Takt, Zugänglichkeit, Umgänglichkeit. Die Perlenschnur der Funde kennt keine brüchige Stelle, reisst nie ab, fließt mild durch unsre nachprüfende Hand. Wie kommt es zu einem solchen Kunstwerk? Das weiss das Leben besser als die Kunst. Begnügen wir uns mit dem Vermutbaren. Von subjektiven Momenten zu schweigen, kann es an der objektiven Fügung nicht gemangelt haben. Man ahnt, um nur so viel zu sagen, dass die konfliktreiche Gegenwart ihren Stachel oft genug walten liess. Aber diese Reizungen und Prüfungen, dergleichen wir in irgend einer Form ja nie entbehren können, bewirkten im vorliegenden Fall nur erwogene Ausgeglichenheit. Noch einmal bewährt sich, dass das zutiefst Zeitgeborne immer auch zeitlos ist. Das ist wenigstens unsre volle Meinung. Wir möchten uns daher zu der Gewissheit bekennen, dass man uns noch langehin erkennen werde aus Eduard Korrodis „Geisteserbe“, in das er durch vorbildliche Deutung und Gefolgschaft nunmehr selber eingegangen ist.

Fritz Ernst

Hans Barths „Fluten und Dämme“

Die meisten Leser der „Neuen Schweizer Rundschau“, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen mögen, werden die mit dem Signum Bth. gezeichneten Aufsätze des wissenschaftlichen Feuilletons der „Neuen Zürcher Zeitung“ kennen und schätzen, möglicherweise sogar wissen, dass der Verfasser dieser Aufsätze zugleich derjenige ist, der den Ruhmestitel beanspruchen darf, jenes wissenschaftliche Feuilleton zu leiten, das heute nicht seinesgleichen haben dürfte. Diesen Lesern braucht weder der Verfasser vorgestellt noch seine Leistung gerühmt zu werden. Immer wieder sind sie gepackt und geführt worden von einem getreuen Wahrer und Mehrer besten Gedankengutes der europäischen Ueberlieferung, die zugleich die schweizerische ist, von einem Schriftsteller, der die selten zu findende Kombination des gelehrten Juristen, Philosophen und Soziologen, des rechtschaffenen und keine Verschommenheit duldenden Stilisten und des die brennenden Probleme der Zeit mutig anpackenden Essayisten vertritt, und von einem Manne, den man nicht treffender und schlichter als mit dem auszeichnenden Titel des „klaren Kopfes“ charakterisieren kann. Alle diese Leser — zu

denen sich auch die Leser der Aufsätze gesellen, die unser Autor zur „Neuen Schweizer Rundschau“ und anderen Zeitschriften beige-steuert hat — werden Hans Barth das ehrenvolle Zeugnis ausstellen, dass sie keinen dieser Aufsätze aus der Hand gelegt haben, ohne sich bereichert, geklärt, orientiert und ins Gleichgewicht gebracht zu fühlen und ohne in ihrem Mut bestärkt zu werden, jeder Art von Hysterie, Masslosigkeit, Konfusion und moralisch-politischem Analphabetentum entgegenzutreten und so der grenzenlosen Verwirrung unserer Zeit zu ent-rinnen. Wenn sie wissen wollen, an welchem Punkte der geistesge-schichtlichen Entwicklung wir heute stehen, an welcher Kreuzung der Vergangenheit die Weichen verhängnisvoll falsch gestellt worden sind oder bei wem die bessere Einsicht lag, auf die wir heute mit Nutzen zurückgreifen, hier pflegen sie eine Antwort zu finden, die durch Wissen und Urteil legitimiert ist.

So ist die Wirksamkeit von Hans Barth beschaffen. Um so grösser ist unsere Freude, eine Reihe seiner Aufsätze in einer von ihm selbst getroffenen Auswahl und Anordnung in einem schönen und stattlichen Bande vereinigt zu sehen, den der Verlag Fretz & Wasmuth unter dem Titel „Fluten und Dämme. Der philosophische Gedanke in der Politik“ in einem Gewande herausgibt, der des Inhalts würdig ist und auch den mit ihm bereits Vertrauten verlockt, alles noch einmal zu lesen und in sich aufzunehmen.

Titel und Untertitel kennzeichnen treffend die doppelte Absicht des Buches. Ist es einerseits eine sehr lebendige Erörterung der tief in die Philosophie hinabreichenden Grundprobleme der Politik und des Gesellschaftslebens, so durchzieht diese Erörterung zugleich eine ge-radezu dramatische Spannung, die ihr höchste Aktualität verleiht: die Anordnung und Gegenüberstellung der Gedanken und ihrer Träger nach einer Wertskala, die sich als eine solche allgemeinverbindlicher Art aus der Natur und den Zielen der Gesellschaft ergibt, zum min-desten derjenigen, die der europäisch-amerikanischen Kulturüberliefe-rung entspricht. Ueber diese notwendige Verknüpfung des philosophi-schen Gedankens mit der gesellschaftlich-politischen Wirklichkeit äus-sert sich Barth sehr überzeugend im Vorwort, wo er betont, dass sich die Tätigkeit des Geistes im Medium des Sozialen abspielt, also innerhalb einer sozialen Ordnung, so dass es eine voraussetzungslose, unpolitische Philosophie nicht geben kann und darf, wenn die Philo-sophie ihr eigenes Fundament nicht preisgeben will. Nicht nur ist die Philosophie daher an der staatlichen Ordnung von Anbeginn interes-siert, vielmehr kann diese Ordnung auch nur eine freiheitliche sein, „denn nur sie lässt jene ausschliesslich an der Sache orientierte Ent-faltung des Gedankens zu, die den Namen Philosophie verdient“. Daher ist sie zugleich ein moralisches Problem und geknüpft an jene poli-tische Freiheit, die als ihre unverbrüchliche Voraussetzung zu gelten hat. „Diese Freiheit wird aber nur erworben und bewahrt durch einen beharrlich-kräftigen Willen, der den Mut zur Kompromisslosigkeit be-sitzt und die Gefahr seiner Entscheidung zu tragen bereit ist“.

Indem Barth diesem Programm einer *Philosophia militans* folgt, die allein eines Philosophen würdig ist, verlegt er die von unverbrüchlichen Ueberzeugungen geleitete Entschiedenheit in die Sache, in die Ueberzeugungskraft der Argumente und in die Ehrlichkeit des Wortes, das um so stärker trifft, als es sich nicht in jene nervöse Leidenschaft verliert, von der uns vor allem Nietzsche — das Vorbild des politikasternen Professors — abgeschreckt hat. in dieser ruhigen Art, die dort, wo die Ablehnung eines Gedankens und eines Autors zur Notwendigkeit wird, umso schneidender wirkt, führt uns Barth zu den Gestalten der Vergangenheit und Gegenwart, die zum Guten oder zum Schlimmen gewirkt haben: zu der vielverkannten Figur von Bernard de Mandeville, dem Verfasser der „Bienenfabel“, den Barth an den rechten Platz zu stellen und dem er sehr interessante neue Seiten abzugewinnen versteht; zu Männern wie Chamfort, Rivarol und Burke, die sich über den Flutwirbeln der französischen Revolution, jenes Anfangs der immensen Staatskrise der Gegenwart, in ruhiger Ueberlegung zu halten versuchen und damit noch heute zu uns sprechen; zu der bescheidenen und daher meist unterschätzten Gestalt des Johann Gottfried Seume, der uns als politischer Denker nahegebracht wird; zu Benjamin Constant und seinem heute aufs neue strahlenden Ruhm als Entlarver der Illegitimität, der Tyrannis und des Imperialismus und als des Philosophen eines konservativen Liberalismus, zu dem wir uns heute alle mehr oder weniger hingezogen fühlen; zu dem unheimlichen und verbissenen, aber gerade darum so aufrüttelnden spanischen Denker Juan Donoso Cortés, auf den frühzeitig hingewiesen zu haben ein besonderes Verdienst Barths bleibt; zu Tocqueville und seinem Kampfe gegen die Massendemokratie und ihren Despotismus; zu jenen beiden Denkern Jacob Burckhardt und Nietzsche, die sich als die verkörperten Prinzipien der Bewahrung und der Destruktion gegenüberstehen und so unserem Verfasser die schönste Gelegenheit zu entschiedener Bejahung und Verneinung geben; zu Benedetto Croce als einen der grossen Wellenbrecher unserer Zeit, und schliesslich zu Betrachtungen, die sich von einzelnen Persönlichkeiten lösen und uns in einer mehr grundsätzlichen Weise unterrichten über „die Grundlagen und die Zersetzung in der Gemeinschaft“, über „die Auflösung des Gesetzesbegriffs“, über „den totalen Staat und seine ideologischen Voraussetzungen“, über „die Krise des Wahrheitsbegriffs in den Staatswissenschaften“, über „Nietzsche und die politischen Ideologien der Gegenwart“ und schliesslich über „die Voraussetzungen der Humanität“, womit das Buch in einer überaus eindrucksvollen und würdigen Weise abschliesst. Portraits littéraires mischen sich so mit philosophischen Erwägungen, die sich zustimmend oder ablehnend um eine bestimmte Figur der Geistesgeschichte ranken, und schliesslich mit systematischen Erörterungen, die bei aller Gedrängtheit Wesentliches und Definitives sagen, aber in jedem Genre bewährt sich die Meisterschaft des Autors.

Gegenüber dieser Fülle befindet sich ein Kritiker in einer eigentümlichen Lage, der sein Leseexemplar eigentlich nur mit Heraushebungen

und Zustimmungsnoten versehen kann, da er seine eigenen Gedanken und Urteile in einer oft sehr treffenden Formulierung bestätigt sieht oder neue froh in sich aufnimmt. Nicht einmal diesen Dienst kann ich dem Autor erweisen, dass ich im einzelnen dies oder jenes zu bedenken geben könnte (es sei denn eine kleine Fragwürdigkeit in der Uebersetzung aus Burke, die sich auf Seite 42 befindet!). Gewiss liesse sich manche ergänzende Bemerkung an der einen oder der anderen Stelle einfügen und so z. B. aus der Geschichte der nationalökonomischen Ideen noch einiges zum Thema der Bienenfabel Mandevilles sagen oder etwa bemerken, dass Paretos Soziologie, die soviel Unglück angerichtet hat, nicht nur den Szientismus des ehemaligen Ingenieurs und damit den fernen Einfluss Saint-Simons widerspiegelt, sondern, soweit ich unterrichtet bin, auch als zynisches Ressentiment eines weltfremden ehemaligen Liberalen verstanden werden kann, der, als er das böse so wenig liberale Treiben dieser Welt sah, ihre Bösartigkeit theoretisch noch übertrumpfen und als Düpierter seine Selbstachtung wiedergewinnen wollte, indem er sich als ein den ganzen Schwindel durchschauender Enthüller gab, — ein in der Geistesgeschichte wohl nicht seltener Typus.

So liesse sich manches in schönem Gespräch weiterspinnen. Ein solcher durch Zustimmung gefesselter Kritiker darf gewiss auch noch versuchen, die ihm besonders am Herzen liegenden Stücke zu bezeichnen, und gestehen, dass ihm die Kapitel „Ueber die Grundlagen und die Zersetzung der Gemeinschaft“, das folgende Kapitel „Ueber die Auflösung des Gesetzesbegriffs“ (eine yernichtende Abfertigung der nur noch als satanistisch zu kennzeichnenden Theorien Carl Schmitts), das Kapitel „Die Krise des Wahrheitsbegriffs in den Staatswissenschaften“ (das die Auseinandersetzung mit dem soziologischen „Satanismus“ fortsetzt), die grossartige Inventur der Erbschaft Nietzsches in dem Kapitel „Nietzsche und die politischen Ideologien der Gegenwart“ und das Schlusskapitel „Ueber die Voraussetzungen der Humanität“ besonders viel zu geben scheinen und wohl am unmittelbarsten zum zeitgenössischen Leser sprechen.

Ein solcher Kritiker kann indessen noch ein übriges tun, indem er an einzelnen Beispielen die ordnende, nuancierende und richtig abwägende Kraft des Verfassers klarmacht. Dafür eignet sich besonders gut das Problem der Elite, da es sich um ein solches handelt, über das man leicht strauchelt indem man entweder die Notwendigkeit einer Elite überhaupt ignoriert, was soziologische Blindheit beweist, oder aber aus ihrer Notwendigkeit eine Verherrlichung der Gewalt macht, was nur eine andere und noch weit verhängnisvollere Art von soziologischer Blindheit bedeutet und moralische Kompasslosigkeit obendrein. Man könnte zeigen, dass die meisten Irrwege des politischen Denkens von der einen oder von der anderen Blindheit ihren Ausgang nehmen, ja dass die eine meist die andere als Reaktion nach sich zieht. Wie nun Barth dieses Problem löst, möge man auf Seite 281 f. nachlesen.

Ein anderes Beispiel: auch der Begriff der Humanität leidet an einer Mehrdeutigkeit, die die Menschen leicht verwirrt und manchem das

Wesentliche und schlechthin Unersetzliche dieses Wertbegriffs unschmackhaft macht. Auch hier wird die Konfusion zu einem Fischnetz, mit dem die grossen geistigen Verwirrer vom Typus eines Nietzsche leichte Beute machen können. Da zeigt Barth zunächst einmal sehr schön am Beispiel Wilhelm von Humboldts die Gefahr, dass die Humanität in einem entsprechenden Milieu jene blasse apolitische Färbung annimmt, die auf eine Flucht vor den Aufgaben der politischen Ordnung hinausläuft und damit in die fatale Nähe der „inneren Freiheit“ gerät, die Luther dem deutschen Volke zur unseligen Erbschaft gemacht hat. In dieser die „Obrigkeit“ folgsam aus dem Spiel lassenden Art, die die Schwäche des deutschen Idealismus gewesen ist, gewinnt die Humanität den Charakter jener Schwächlichkeit und Versponnenheit, die früher oder später zur Kapitulation führen musste.¹⁾ Barth stellt demgegenüber mit Recht fest, dass die an den Staat gerichtete Forderung nach Beschränkung seiner Macht durch eine entsprechende politisch wirksame Anteilnahme des Individuums an der Bildung des staatlichen Willens ergänzt werden muss (S. 305), so wie ich an dieser Stelle („Gegengewichte des Staates“, Neue Schweizer Rundschau, Januar 1943, S. 540) schrieb, dass das „System der repräsentativen Demokratie“ zu den wichtigsten Gegengewichten der Staatswillkür gehört.²⁾ Darüberhinaus legt Barth dar, wie der Humanitätsbegriff im Laufe des 19. Jahrhunderts in verhängnisvoller Weise dadurch verfälscht worden ist, dass eine „radikale Verdinglichung der Vorstellungen“ eintrat, „die zur Ausbildung des Humanitätsbegriffs geführt hatten“. Aus einem Ziel wurde die Humanität zu etwas, was uns die objektiven Verhältnisse — d. h. die allgemeine Aufwärtsentwicklung der Menschheit vor allem in technischer Hinsicht, an die man wie an jede andere Art von „Entwicklung“ glaubte — angesichts der schon von Rousseau behaupteten grundsätzlichen Güte der Menschennatur ohne unser angestrengtes Dazutun bescheren würden. „Die Geschichte wurde zum Motor, der selbsttätig ein vorbestimmtes Ergebnis zutage fördert“ (S. 310), womit deutlich auf Hegel angespielt sein dürfte. So wandelte sich die Humanität in Humanitarismus, aber damit wurde zugleich der Kritik

¹⁾ Ich habe mich denn auch nicht wenig gewundert, durch einen „s. c.“ zeichnenden Autor der „Basler Nachrichten“ (vom 2/3. Oktober 1943) so gründlich missverstanden zu werden, dass er meine in der „Neuen Schweizer Rundschau“ veröffentlichten Aufsätze über die „Gegengewichte des Staates“ als Ausdruck eines solchen apolitischen Denkens tadelt. Da ich mich in jenen Aufsätzen deutlich genug ausgedrückt zu haben glaube, kann ich nur schliessen, dass es Missverständnisse gibt, gegen die man sich schlechthin nicht zu schützen vermag.

²⁾ Immerhin ist anzumerken, dass kein Geringerer als J. St. Mill, dem man gewiss keine apolitische Haltung vorwerfen kann, in seinem Buche „On Liberty“ die Gedanken Humboldts mit lebhafter Zustimmung sprechen lässt.

am Humanitätsbegriff in einer Weise das Tor geöffnet, die dann zu der unheilvollen Meinung führte, als sei das, was wir heute vor uns haben, eine Krise des echten Humanitätsbegriffs, während es sich doch in Wahrheit nur um eine solche des verfälschten handelt, des unpolitischen des 18. und des deterministisch-évolutionistischen des 19. Jahrhunderts. So erweist sich auch hier die Klärung als eine Sicherstellung des Wesentlichen und Unverlierbaren.

Schliesslich vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehen, die Kraft und Prägnanz der Formulierungen Barths zu belegen, indem ich einfach zwei Beispiele aneinanderreihe. Das eine: „Machiavellismus und staatliche Moral stehen in der Tat in einer eigenartigen, nichtsdestoweniger unlösbaren Beziehung. Wird der Machiavellismus total, d. h. vernichtet er auch den letzten Rest von Achtung vor dem Recht und vor Treu und Glauben, so vernichtet er sich selbst, und die Staatenwelt versinkt im Chaos“ (S. 200). An einer anderen Stelle heisst es von Nietzsche: „Die Interpretation seines verhängnisvollen vieldeutigen Werkes erfolgt immer nach demselben ordinären Muster: der politische Zweck fungiert als Filter, der zurückbehält, was die eigenen politischen Absichten stört“ (S. 236).

Dieses Buch der Klärung und Besinnung wird uns in einem Augenblick in die Hand gelegt, in dem die Konfusion die Welt wie nie zuvor verwirrt. Höher als je wälzt sich die Flut der Auflösung, Zerstörung und Desorientierung gegen die Dämme, die die Besten der Vergangenheit aufgehäuft und schon gegen die Flut ihrer eigenen Zeit zu verteidigen hatten. Hat die Flut bereits ihren höchsten Stand erreicht oder wird sie noch weiter steigen? Werden die Dämme halten? Wir wissen es nicht. Aber indem Hans Barth uns von dem Widerspiel der Kräfte der Zerstörung und des Widerstandes in Vergangenheit und Gegenwart berichtet, hat er sich selbst als ein Dammbauer erwiesen, dem wir unseren Dank sagen.

Wilhelm Röpke

Chronique Genevoise

Deux ou trois fois par semaine, dans le Journal de Genève, entre un solide article de fond de René Payot ou de S. Stelling-Michaud et les dépêches qui relatent les massacres, les bombardements et les famines, vous trouvez un bref billet d'une quarantaine de lignes signé Pierre Girard. Commente-t-il, comme c'est l'usage dans ce genre d'articles, un fait d'actualité, petit ou grand? Nullement. L'auteur ne traite aucun sujet précis, se contente de nous communiquer les réflexions que lui inspirent un arbre en fleurs, un merle, une jolie fille, un nuage; et c'est délicieux. Pendant quelques instants, l'horizon noir qui est le nôtre depuis quatre ans est traversé par un rayon de soleil, et l'on retrouve le goût de toutes ces choses que les hommes s'acharnent à supprimer. Mais le plus surprenant, c'est que ce miracle, Pierre Girard le répète une dizaine de fois par mois, tout le long de

l'année, sans que jamais il ne se lasse ni ne lasse le lecteur. Comment fait-il? Un de mes amis, qui a entre autres vices celui de composer des pastiches, a un jour tenté d'en faire un d'un billet de Pierre Girard. Aucun des ingrédients indispensables n'y manquait: une brève notation de paysage, le rappel d'un souvenir de mobilisation, quelques allusions à des écrivains célèbres ou à des tableaux connus, un croquis rapide d'une belle fille qui passe; et bien entendu y figuraient les deux personnages qui paraissent régulièrement dans ces billets et échangent des propos avec l'auteur, la belle Médora et Smilax. Oui, tous les ingrédients y étaient; mais le pastiche était l'insipidité même. Dès la première ligne, le plus obtus des lecteurs aurait deviné qu'il n'y avait là qu'une flagrante et piteuse contrefaçon.

C'est que Pierre Girard est un authentique poète; il l'est comme on est roux, ou arthritique; et il lui serait aussi impossible de ne pas l'être que d'arrêter son cœur de battre. Ce spectacle du monde, où la plupart d'entre nous ne voient qu'un triste désordre, une féroce mêlée d'intérêts, il y découvre — l'heureux homme! — une incessante féerie dont il s'enchant, et dont il enchante ses lecteurs. Depuis deux ans, Pierre Girard a publié trois courts récits: *Syrup*, *Amours au Palais Wilson*, et le plus récent, *Monsieur Stark*. Doit-on appeler cela des romans? En tout cas, cela n'a rien de commun avec ces mornes dissections d'êtres médiocres et vils que sont les trois quarts des romans contemporains. S'emparant du thème le plus mince, et sans se soucier le moins du monde de copier la réalité, Pierre Girard nous raconte des histoires qui nous laissent attendris et souriants, mieux disposés envers nous-mêmes et envers les autres. Il devrait y avoir un prix à décerner à ce bienfaiteur de l'humanité; et s'il n'existe pas, c'est sans doute qu'à notre époque il y a trop peu d'écrivains, à part Pierre Girard, qui en seraient dignes.

Monsieur Stark est une satire malicieuse et sans trace d'âcreté des méthodes „rationnelles” de la bureaucratie moderne. *Amours au Palais Wilson* se passe aussi dans des bureaux, ceux de fonctionnaires fédéraux que Berne a transplantés à Genève; et l'on y trouve une compréhension de l'âme alémanique qui en apprend davantage, par ses rapides notations, que les essais psychologiques les plus fouillés. Quant à *Syrup*, cette nouvelle raconte les amours trop brèves, sur les rives de la Méditerranée, d'un jeune homme avec une Anglaise. L'éditeur de Zurich, de Bâle ou de Berne, qui, ayant fait traduire ces trois récits, les réunirait sous une même couverture, serait-il si mal inspiré? Je ne le crois pas.

Cet automne 1943 aura d'ailleurs vu toute une floraison de romans dus à des auteurs romands. Il y a l'étrange *Montminel*, où Jacques Aubert n'a pas craint de s'attaquer à un genre que l'on aurait pu croire périmé, le conte fantastique. Il y a *L'Innocent* de Marcel Beaufils, roman qui a suscité de vives discussions, les uns criant au chef d'œuvre, les autres dénonçant le poncif du roman amer, et le style chaotique de l'auteur. Il faut bien reconnaître que si

Marcel Beaufrils a des dons d'évocat, il écrit dans un effroyable charabia. Je ne lui reprocherai pas un style très cherché, très travaillé, s'il parvenait à nous persuader qu'il a une idée nette du résultat qu'il voulait atteindre, et l'a obtenu. Non; le plus souvent on a l'impression de mots jetés au hasard, avec l'unique souci de ne pas s'exprimer dans le langage de tout le monde. Prenez une douzaine de phrases dans ce livre, et examinez-les attentivement; ce qui demeure, une fois l'analyse faite, est une banalité, quand le sens de cette prose torturée n'est pas tout simplement inexistant.

Les Captives, le dernier roman de Jacques Chenevière, c'est autre chose. C'est l'oeuvre d'un écrivain au métier sûr, d'un connaisseur averti des remous de l'âme humaine. Dans ce copieux roman, cinq êtres se trouvent à peu près constamment en présence, et à part un mariage et le geste instinctif de l'un d'eux, aucun événement capital ne vient déranger le cours de leur existence dans une propriété de campagne du Languedoc. Mais, avec une maîtrise qui le classe parmi les meilleurs romanciers de ce temps, Jacques Chenevière nous dépeint les nuances infinies que prennent les relations de ces cinq personnages, et nous fait percevoir par d'insensibles graduations le lent écoulement des mois et des années. A la dernière page, ni Gélou la jalouse, ni Nelly, ni Marcellin ne sont tels qu'ils étaient au début; et comme on le sait, donner le sentiment des modifications que le temps apporte aux âmes est une des tâches les plus difficiles que puisse aborder un romancier.

En même temps que l'on annonçait, pour la démentir ensuite, la mort de Romain Rolland, paraissait Arc-en-Ciel, un roman où Jean Marteau a repris le sujet qui avait été celui de Jean-Christophe; la naissance et l'évolution du talent d'un compositeur de musique, et la peinture des milieux musicaux de Paris. Fils de musicien, Jean Marteau était mieux à même que quiconque pour écrire ce livre, et il nous fait très bien percevoir comment tout, chez un compositeur, se transforme en musique.

Quant à Henri de Ziegler, le fait qu'il est président de la Société des Ecrivains suisses prouve en quelle estime il est tenu par ses confrères, aussi bien alémaniques que romands. Ce n'est sûrement pas le hasard qui fait que son profil régulier rappelle tant celui d'Erasmus tel que l'a peint Holbein; entre l'humaniste hollandais du 16^e siècle et l'humaniste genevois du 20^e, les affinités sont manifestes. Tous deux sont de grands lettrés et de grands voyageurs, des esprits clairvoyants, ennemis de toute contrainte et foncièrement indépendants. Ces traits, on les retrouve dans cette autobiographie fictive que vient de publier Henri de Ziegler sous le titre Aller et Retour. Sous le masque de Jean Ludi, qui avant de mourir lui aurait légué le récit de sa vie, il nous donne de charmantes évocations de la Genève de son enfance et de sa jeunesse, des réflexions fort pertinentes sur la demi-douzaine de pays qu'il a eu l'occasion de connaître, et de belles peintures de paysages divers. Ce livre est un précieux témoignage de

l'état d'esprit d'un Genevois cultivé de notre temps, qui a su voir et réfléchir.

La saison d'été s'est close par les représentations au Grand Théâtre d'Othello de Shakespeare dans l'excellente traduction de René-Louis Piachaud. Léopold Biberti s'y est montré une fois de plus un tragédien incomparable, et comme il en existe peu aujourd'hui. Tous ceux qui l'ont vu garderont longtemps le souvenir de ses bonds de fauve, de l'art avec lequel il a rendu le personnage du More, où le sauvage se mêle à l'enfant. On dit que Biberti va jouer au Théâtre de Lausanne *Les Joyeuses commères de Windsor*; il ne pourrait y remplir que le rôle de Falstaff. Qu'il interprète ce joyeux et ventru gaillard après Othello, c'est là une chose qu'on ne pourrait manquer.

Enfin, cette chronique serait incomplète si elle passait sous silence un évènement important de l'automne, la *Maison Genevoise*. Assurément, l'atmosphère y est celle que l'on est accoutumé à trouver dans ce genre de manifestations: parmi les musiques tonitrueuses que déchainent plusieurs hauts-parleurs, la foule contemple dans les stands tout ce qu'elle voit l'année durant dans les devantures des magasins genevois. Ensuite, elle gagne les diverses „pintes", mange et boit. Mais la *Maison genevoise*, c'est l'occasion de remettre sous les yeux du public les efforts fait par l'industrie et le commerce local, et aussi ceux des diverses oeuvres d'assistance et de charité, dont Genève est si généreusement pourvue. Et puis, cela donne lieu parfois à de singuliers contrastes. L'autre jour, à l'heure où se répandait dans la vaste halle une appétissante odeur de fondue, un seul haut-parleur fonctionnait; et le hasard voulut qu'il déversât sur les dineurs l'émouvante cantilène de Duparc sur l'inoubliable *Invitation au voyage* de Baudelaire:

Là, tout n'est qu'ordre et beauté

Luxe, calme et volupté.....

Etait-ce vraiment dû au hasard, ou au choix ironique d'un vendeur désabusé d'appareils de radio?

François Fosca

Zu einer neuen deutschen Uebertragung von Voltaires Geschichte Karls XII.

Die Geschichte Karls XII. war das erste historiographische Werk Voltaire's; sie ist sein populärstes geblieben.¹⁾ Er begann sie 1727, also mit 33 Jahren, als er sich in England aufhielt. Fabrice, Kämmerer Georgs I., nach der Schlacht bei Poltawa sieben Jahre in Gefolgschaft Karls XII., wurde beim Entwurf zu Rate gezogen. Mit des Schwedenkönigs letztem, allmächtigem Minister, mit Baron Görtz, stand der Autor in brieflicher Verbindung. Nach Duvernet hätte der aristokra-

¹⁾ Voltaire: Geschichte Karls XII., Königs von Schweden. Mit einer Einführung von Carl J. Burckhardt. Ins Deutsche übertragen von Theodora Von der Mühl. Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich, 1943.

tische Abenteurer sogar ein „Leben Voltaires“ verfasst und den Dichter einmal aufgefordert, als Abbé verkleidet mit ihm Italien zu bereisen. D'Argental, Neffe Ferriols, des französischen Gesandten in Konstantinopel zur Zeit von Karls Exil in der Türkei, steuerte sein Wissen bei. Auch Voltaires Verbindung mit dem Hofe Ludwig XV., dessen Gattin Marie Leczinska die Tochter Königs Stanislaus von Polen war, dürfte bei der Materialsammlung eine gewisse Rolle gespielt haben. Voltaire kehrte im März 1729 nach Frankreich zurück und der grösste Teil der Historie war vollendet. Aber wieder und wieder suchte er sein Werk durch Berichte aus zeitgenössischen Quellen zu bereichern. 1730 erschien die erste Auflage in Paris und wurde knapp nachher verboten mit der Begründung, es sei Rücksichtnahme auf zahlreiche noch lebende Persönlichkeiten geboten, die im Werke vorkamen. 1731 folgte eine zweite in Basel, die gleichzeitig schon eine Neufassung war. Norrbergs, des Beichtvaters des schwedischen Königs, Notizen und das Journal militaire Adlerfelds waren inzwischen benützt worden. Der „definitive“ Text kam 1751 heraus. Aber schon 1752 hatte Voltaire neue Aenderungen und Ergänzungen angebracht; abermals folgten solche 1756 und 1768. Ich berichte diese Daten, um dem heute oftmals gehörten Vorwurf von Voltaires Oberflächlichkeit zu widersprechen. Seinen Zeitgenossen hingegen missfiel manchmal seine Gründlichkeit und man sagte, Herr von Voltaire verfare mit seinen Schriften wie ein junges Mädchen mit seinen Puppen, er putze sie täglich neu auf.

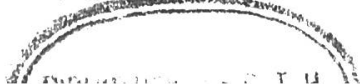
Mably nannte unsern Autor „le plus frivole, le plus plaisant des historiens“ und sagt weiter von ihm: „dans son Charles XII, il courait comme un fou à la suite d'un fou“. Montesquieu behauptete, Voltaire würde niemals eine gute Historie schreiben: „Il est comme les moines, qui n'écrivent pas pour le sujet qu'ils traitent, mais pour la gloire le leur ordre; Voltaire écrit pour son couvent. Charles XII, toujours dans le prodige, étonne et n'est pas grand... L'auteur manque quelquefois de sens“. Friedrich der Grosse urteilt, der Historiker des Königs von Schweden „a fait son cours militaire dans Homère et dans Virgile“. Napoleon zog das Journal militaire dem Werke vor. Geffroy nennt Voltaire l'historien par excellence de Charles XII. Tatsächlich blieb der berühmte Spötter bis heute der prominente Biograph des Schwedenkönigs.

Bei einer Lektüre des Werkes will uns heutzutage das Urteil Montesquieus als nicht ganz gerechtfertigt erscheinen. Nur selten hat der Papst der Aufklärung so wenig propagandistisch für seine Gemeinde geschrieben. Sein bedeutendstes geschichtliches Werk, die Essais sur les moeurs, wäre sicherlich eher im montesquieu'schen Sinne zu kritisieren. Im Karl XII. ist wenig vom gefährlichen blitzenden Spotte des Verfassers des Candide zu finden. Auch nichts von seiner vernichtenden Skepsis, die erst im Vorwort der Ausgabe von 1748 — einer Kritik der gesamten Geschichtswissenschaft — zerstörend durchbricht mit dem eleganten Degenstoss „n'en croyez rien“. Voltaire nahm seinen Karl sehr ernst und erzählte dessen Geschichte mit faszinierender Klar-

heit, so genau es ihm möglich war und gänzlich unpolemisch. Er wurde damit ein wesentlicher Mitbegründer der modernen Geschichtsschreibung, die nicht mehr in der Art Bossuets auf Ideologien basieren und aus der einseitigen Perspektive einer sanktionierten Weltanschauung untersuchen wollte, sondern frei, beweisbar tatsächlich. Zweifellos findet man diese Elemente bei Voltaire im hohen Masse vor, wenn er auch nicht aus seinem Jahrhundert, dem der Vernunft, entkommt; aber welcher Historiker entkam jemals dem seinen, und es war nicht immer das der Vernunft! So galt es diesem Begründer zunächst festzustellen, was tatsächlich geschehen war; aber das ist nur der Rohstoff der Historie. Das wusste Voltaire. Und so wurde der Bau bei ihm wesentlich Geist und geschah durch die Darlegung dessen, was zu geschehen möglich gewesen war. Das bedeutet den Triumph der Vernunft und Individualität, aber auch der persönlichen Verantwortlichkeit, die dem Gerücht und der Phrase Hemmschuhe anlegen muss, und damit doch auch wieder den der Skepsis, hier aber im tiefsten Sinn.

Der Mangel, den unsere Zeit an allen Darstellungen aus dem 18. Jahrhundert am stärksten empfindet, ist das Fehlen einer psychologischen Durchdringung. Alle Zeiten voll doktrinären Glaubens sind unpsychologisch, weil die Aufnahme irrationaler Kräfte den Glauben schwächen würde. Allerdings fragte Voltaire niemals nach den Triebkräften, die Karl XII. bewogen hatten. Er schrieb ein unheroisches, ungedeutetes Heldenepos in Prosa. Am Ende zählt er sehr sachlich die charakterlichen Eigenschaften seines Protagonisten auf, und siehe da, sie stimmen weitgehend überein mit denen, die August Strindberg in seinem durchaus psychologischen Drama seinem Karl XII., nach intensivem Studium aus erster Quelle um die Wende des 20. Jahrhunderts, verliehen hat. Es geht also sogar mit der Vernunft, was man kaum mehr glauben möchte.

An der Aktualität des Werkes im besten Sinne ist nicht zu zweifeln. Karl XII. war der erste der grossen europäischen Dynamiker, den der unendliche Raum Russlands magisch anzog. Hier, hier allein fühlte die masslose asketische Kraft sich selber erleben zu können, hier hoffte sie, die absolute, die endlose Tat zu erwirken. Der Stoss in die russische Leere, bis an den Dnjepr, bis in die Ukraine, geschaffen mit den damaligen technischen Mitteln und menschlichen Möglichkeiten, ist atemraubend. Die Schicksalsstadt hiess Poltawa. Bei Voltaire spürt man nicht viel von einer weitreichenden Politik Karls. Wahrscheinlich hatte er keine. Sein politisches Programm war seine Persönlichkeit. Ueberhaupt fällt auf, wie wenig alle diese Kaiser und Könige, auch Peter, August und Stanislaus, ihre politischen Aktionen sozial und volkstümlich untermauerten. Es war diesen Gesalbten selbstverständlich, dass nur sie und eine winzige Schicht von Menschen die Erde besaßen und um sie raubten. Voltaire hat die Zustände Polens, Sachsens, der Türkei, der Ukraine, vor allem die Russlands, weitgehend geschildert. Am wenigsten erstaunlicherweise die schwedischen. Es war ein zu fernes und unbekanntes Land. Auch die geistvolle Anekdote spielt eine wich-



tige Rolle. Die ersten Ansätze der kulturhistorischen Betrachtungsweise tauchen auf. Welch ein guter Historiker war doch alles in allem Voltaire!

Es gibt frühere Uebertragungen des vorliegenden Werkes ins Deutsche. Die meisten sind veraltet, keine trifft das Wesentliche des Stils. Carl J. Burckhardt sagt im Vorwort zur deutschen Neuauflage von Voltaires Karl XII.: „Es wird immer ein schweres Unterfangen bleiben, eine so analytische und konzise Sprache wie das Französische in die deutsche, das ist in eine transzendierende Sprache, zu übertragen, in welcher alle Tiefen immer mitschwingen“. Und niemals war der Ausdruck eines Volkes in seinem Genie so klar ausgeprägt, wie gerade im Munde Voltaires. Das hat schon Goethe im Anhang zu „Rameaus Neffe“ festgestellt. Niemand schrieb französischer als der „Höchste unter den Franzosen denkbare“, niemand persönlicher, als der „Höchste unter den Franzosen denkbare“, niemand persönlicher, als dieser „der Nation gemässeste Schriftsteller“. Der Kontur wie die Seele der Dinge entsteht in der reinen, redlichen Luft des Individuums. Taine nannte die Sprache Voltaire's ein „trockenes Feuer“; es ist ein grosses Verdienst Theodora Von der Mühl's, dass der Leser dieses in der Uebertragung auch wirklich zu spüren vermag. Es wirkt beglückend, eine Ausdrucksform in der heimatlichen Sprache zu empfinden, die man in der fremden liebt.

Carl J. Burckhardt hat dem nicht genügend geschätzten Werke (im Sinne des gegenwärtig Empfindenden nicht genügend geschätzt!) ein Vorwort gewidmet, das die Brücken des Verständnisses spannt. Wenn man es liest, dann staunt man, wie viel uns der alte Karl XII. angeht. Ueber Voltaire wird Wichtiges gesagt, über die Art seiner Historie, über die Politik der damaligen Zeit. Aber auch, und das scheint mir das Gründlichste, dass es keine Analogien gibt in der Geschichte, hingegen „dauernde Kraftlinien“.

Thomas Widmer

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 17 85, Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich, Tel. 4 17 85

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland

Bezugsbedingungen

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 16.— (incl. Versandkosten)
für 12 Hefte pro Jahr

Ausland: Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr
Erscheint jeweils Mitte des Monats
